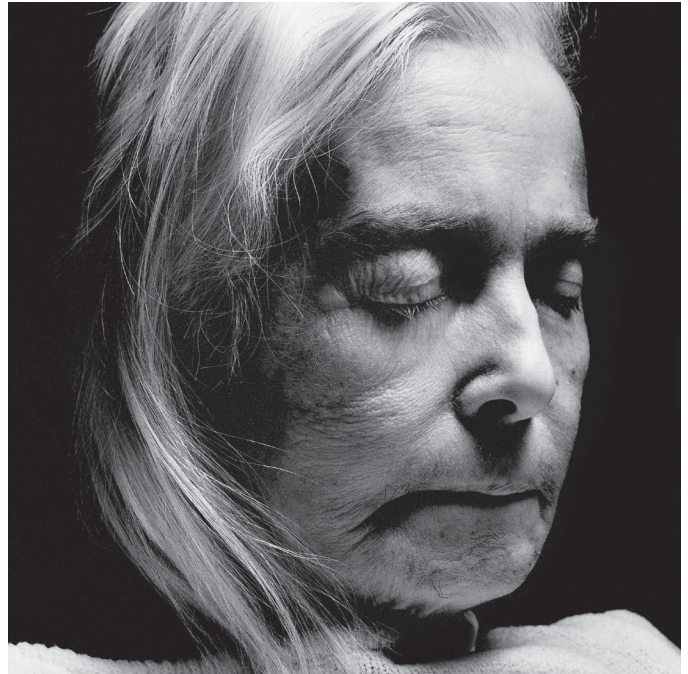




Oh Tod, lass mich beim Leben

*Gedanken zur Zürcher
Ausstellung «Noch mal
leben vor dem Tod» des
Fotografen Walter
Schels und der Autorin
Beate Lakotta.*

von Andreas Nentwich



**Wer aber predigt, der junge Mensch müsse sich
bemühen, gut zu leben, der alte dagegen, gut zu sterben,
ist einfältig;**

Diese Ausstellung ist in rund zehn Jahren um die Welt gegangen, und überall wo sie war, wurde sie verstanden, obwohl sie uns an die Grenze allen Verstehens führt. Fotografien von 26 Menschen sehen wir, in der Regel zwei von einem jeden, zwischen ihnen liegt jeweils unsichtbar die Grenze, über die wir hienieden nicht kommen: der Tod.

Die Bilder sind gross, ein Meter im Quadrat. Keiner Hautpore, keinem Härchen entrinnen wir, erst recht nicht den Augen, da, wo sie noch geöffnet sind und Blicke versenden, die wir unwillkürlich «fragend» nennen, wenn wir wissen, dass nichts mehr zwischen ihnen und der ohnehin einzigen Frage steht: Wie kann es sein, kann das sein, träume ich nur? Dass ich sterben muss?

26 Augenpaare schauen uns an, bald werden sie geschlossen sein. Die Sterbenden, die dem Fotografen Walter Schels

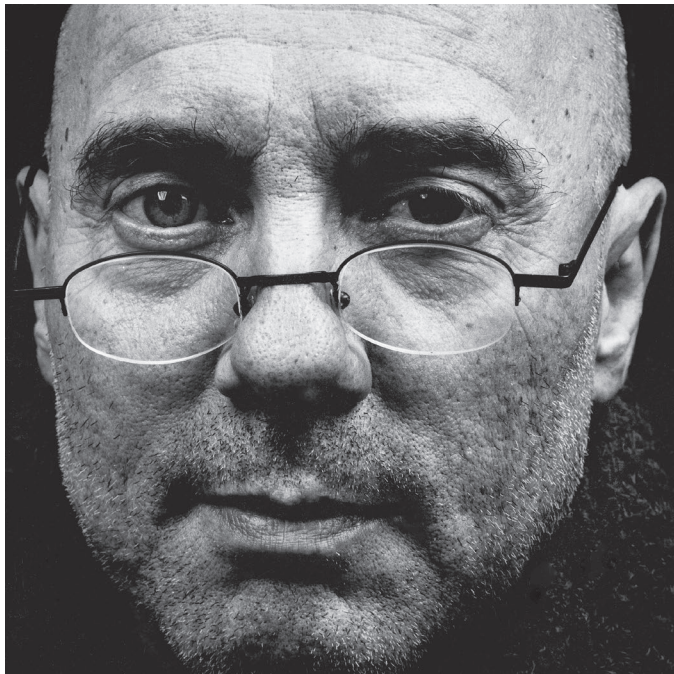
Porträt gesessen haben, wussten, dass dies Bedingung war: Kurz nach ihrem Tod würde er sie noch einmal fotografieren, aufgesetzt in ihrem Bett, mit den Zügen, die wir, je nach eigener Todes-Einstellung, gerne gelöst, befreit oder verklärt nennen, weil sich die Körperflüssigkeiten verteilt haben, die Muskeln entspannt sind, die Haut glattgezogen ist.

Der Mensch davor und danach, kleine Texttafeln hängen neben den Bildern: Epitaphe mit Lebensdaten, Aufnahmedaten und der Essenz jener vom Tod her erzählten Lebensgeschichten, die Beate Lakotta, die Schreibpartnerin des Fotografen, aufgezeichnet hat. Im Buch, das der Ausstellung zugrunde liegt, sind sie nachzulesen, die kürzesten kaum länger als die Fassung auf den Tafeln: Manchmal gibt ein Leben nur eine Essigessenz, ein Häufchen Unglück, Verbitterung, Einsamkeit und Verstörung, einen Spatzen-

tod – doch auch von diesen armen Toten bleibt ein Gesicht, das einmal aller Anfänge voll gewesen sein muss.

26 Menschen zwischen zwei und Mitte achtzig – viele in mittleren Jahren – blicken uns an. Gemeinsam ist ihnen nur, von zwei Kindern und einer jungen sterbenden Mutter eines sterbenden Kindes abgesehen, dass sie für ihre letzten Lebenstage in ein Hospiz gegangen sind, wo ihnen die Segnungen der Palliativmedizin einen Tod ermöglicht haben, auf den das gern für diesen Vorgang einbestellte Hauptwort «Würde» einigermaßen passt.

Walter Schels, der 80-jährige Fotograf, ist als deutsches Kriegskind in Trümmern herumgeirrt, hat Zerfetzte, Verbrannte, Teile von Toten gesehen. Die Empfindlichkeit des Lebens ist sein Thema. Er hat mächtige und ohnmächtige Menschen fotografiert, versehrte Körper,



nicht nur, weil das Leben selbst schon angenehm ist,

Hände, schutzlose Hände, und immer wieder Trockenblumen: den Tod als Zugabe zum Leben, ja als eine eigene Gestalt des Überdauerns. Die Protokolle des Sterbens hat er sich vor einem Jahrzehnt gegen seine Angstträume verordnet. Auf die Frage, was seinem Eindruck nach einen sterbenden Menschen am meisten quäle, sagt er: Reue über Versäumtes, Nichtversöhntsein mit Partnern, Kindern, Freunden, Eltern, auch mit lange schon Toten. Beate Lakotta sieht noch etwas anderes: Viele, mit denen sie gesprochen hat – und es sind weit mehr als die Bilder zeigen – hätten ihr eigenes Leben als belanglos und dürrig empfunden, und wo immer dies so war, war die erste starke Erfahrung: Ungeliebtsein.

Was sehen wir, wenn wir nicht die Tafeln zurate ziehen? Ernst, grossen Ernst,

und ein paar Unterschiede. Einzelne Gesichter sind von Medikamenten gedunsen, einzelne scheinen darauf konzentriert, die Form zu halten gegen namenlose Angst. Unwillkürlich sortiert man: zupackende Frau mit Humor, cholerischer Macher, charmanter Lebenskünstler, kluge Zeitgenossin, hellwach, speditiv Mittvierzigerin, einfacher Mann, der auch im Tod kein Geräusch machen will. Manchmal stimmt es, manchmal nicht, vor allem, aber: Es ist egal. Die Sterbenden sagen uns mit dem letzten Nachhall des Temperaments und der Vorstellungen, die sie einmal hatten: Gleich sind wir wieder alle gleich. Sie gehen ins Unbekannte; keiner, kein Gläubiger und kein Ungläubiger, ist je von dort zurückgekehrt oder hat unwiderleglich Zeichen gegeben.

Was sehen wir? Mich! Jeder dieser 26 Menschen sind wir selbst, ausgenommen vielleicht die Kinder. Kinder steigen an einem anderen Haltepunkt aus als Erwachsene. Wir sehen der Angst ins Auge, die noch hinter jeder Hoffnung hervorkriechen wird, der letzten, und wir sehen uns, wie wir uns niemals sehen werden: tot. In jedem Gesicht lesen wir: Du wirst sterben, Du wirst wirklich und wahrhaftig sterben, vielleicht ganz schnell, aber wahrscheinlich nicht so schnell, wie du es wünschst.

Soll man Tote anschauen? «Aus welchem Grund soll man Tote nicht anschauen», sagt Beate Lakotta. So ist es, ganz grundsätzlich, schliesslich sitzt das ganze Leben in den Angeln von Geburt und Tod, dieser beiden Grossrätsel. Zwiesprache mit Bildern von Toten wird



sondern auch, weil es das Gleiche ist, sich um ein gutes Leben und ein gutes Sterben zu bemühen. Epikur

unweigerlich – und also unangestrengt – zur Zwiesprache mit allem, was einen umtreibt, von der Todesfurcht bis zu den blinden Flecken, den unaufgeräumten Ecken des eigenen Lebens, der Sorge um Menschen, die man liebt, und jener Frage zuletzt: Wovon möchte ich sagen können, «es war gut» oder auch «es war schön», wenn ich heute sterbe?

Die Ausstellung ist ein guter Ort. Blickt man aus dem Fenster, fliesst da die Limmat, Lethe, der Strom. Das «Herr, lehre mich doch, dass ein Ende mit mir haben muss» des Psalmisten, lässt sich nicht lehren und lernen, vielleicht war das einmal anders in Zeiten, wo der Tod allgegenwärtig gewesen ist. Aber es kann plötzlich, für einen Moment, zum Daseinsgefühl werden, zur Gewissheit bis in die Fingerspitzen – über die kreatür-

liche Verbundenheit, wie wir sie vor diesen Bildern erfahren. Die Verbundenheit mit 26 Stellvertretern, die schon einmal vorangegangen sind, ist vielleicht schon der ganze Trost, den wir auf den weglosen letzten Stunden vor der sanft palliativen Dämmerung hinter Skepsis und Zuversicht, Glauben und Unglauben finden.

*Die Titelzeile entstammt dem Volkslied
«Es ging ein Mägdlein zarte» aus der
Sammlung «Des Knaben Wunderhorn»*

*Beachten Sie auch den Buchhinweis auf
Seite 43.*

AUSSTELLUNG

Noch mal leben vor dem Tod
Die von den Zürcher Kirchen und palliative zh+sh verantwortete Ausstellung «Noch mal Leben vor dem Tod» ist bis zum 18. November in der Limmat Hall Zürich, Hardturmstrasse 122, zu sehen. Erreichbar ab Hauptbahnhof mit dem Tram Nr. 17 Richtung Werdhölzli, Haltestelle Förrlibuckstrasse.

Öffnungszeiten:

Mo-Fr 12–20 Uhr,
Sa-So 10–18 Uhr.

Informationen:

Tel. 044 240 16 20
www.noch-mal-leben-zuerich.ch.